

DRESDNER REDEN 2019

3. Februar 2019

Doris Dörrie

**Auf Wanderschaft. Fremd und zuhause.
Meine Heimat und ich.**

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

DRESDNER REDEN 2019

in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung

3. Februar 2019, 11.00 Uhr

Doris Dörrie *Regisseurin, Filmproduzentin und Schriftstellerin*

Auf Wanderschaft. Fremd und zuhause. Meine Heimat und ich.

17. Februar 2019, 11.00 Uhr

Karola Wille *Intendantin des MDR*

Es geht um Demokratie – Unser gemeinsamer freier Rundfunk

24. Februar 2019, 11.00 Uhr

Robert Menasse *Romancier und Essayist*

Der Preis der Werte

10. März 2019, 11.00 Uhr

Ian Kershaw *Historiker und Schriftsteller*

Europas Krise und Zukunftsperspektiven

VORSTELLUNG DURCH KARIN GROSSMANN, SÄCHSISCHE ZEITUNG

Guten Morgen, meine sehr geehrten Damen und Herren. Vielleicht haben Sie auch so einen Teller zu Hause im Schrank. Es könnte ein Eichhörnchen darauf abgebildet sein oder ein Igel. Der Teller mit dem Wildschwein gehört natürlich dem Vater. Der Teller mit dem Reh gehört der Mutter, und um die anderen Teller streiten sich die Kinder. Einen Fisch will ja keiner zum Frühstück. Es könnte eine Familiengeschichte daraus entstehen und aus dieser Geschichte ein Film. Er heißt **KIRSCHBLÜTEN UND DÄMONEN** und kommt Anfang März in die Kinos. Sie ahnen, wer diesen Film gemacht hat, meine sehr geehrten Damen und Herren?! Seien Sie herzlich willkommen an diesem Sonntag hier im Schauspielhaus und ein herzliches Willkommen Ihnen, liebe Doris Dörrie.

Mein Name ist Karin Großmann, ich bin Journalistin bei der Sächsischen Zeitung, die seit vielen Jahren gemeinsam mit dem Dresdner Staatsschauspiel diese Reden-Reihe veranstaltet. Ich habe jetzt nicht die Absicht, die Menagerie fortzusetzen und vielleicht Eulen nach Athen zu tragen, aber ich darf Ihnen doch unsere heutige Rednerin etwas näher vorstellen:

Sie ist vieles und vor allem ist sie eines – eine fantastische, exzellente Erzählerin. Und das scheint genetisch bedingt zu sein. Der Großvater, so hat sie es mal beschrieben, spazierte in den Sommerferien den ganzen Tag lang am Strand entlang und brachte abends, an den Esstisch, die verwickeltesten Familiengeschichten mit. Von den Einheimischen und den Urlaubern, bestürzende Tragödien, komische Anekdoten und die konnte er so erzählen, dass die werte Verwandtschaft manchmal das Essen vergaß. Und auch die anderen kamen mit ihren Geschichten an den Tisch, und so lernte das Kind Doris zwischen Leberwurst und Gürkchen, wie man eine Beobachtung spannend vermittelt, welche Protagonisten dafür taugen und wie eine Pointe funktioniert. Oder auch nicht. Wenn einer aufsteht und schon mal das Geschirr raus trägt, dann lässt sich kaum eine schärfere Kritik denken. Die eigene Familie ist ein knallhartes Publikum, sagt Doris Dörrie. Sie sagt aber auch: „Wir müssen erzählen. Wir müssen erzählen, um nicht verrückt zu werden. Wir haben ein Geschichtengehirn, das gefüttert werden will.“ Inzwischen machen ihr diesen Job andere streitig. Die Werbung hat schon lange begriffen, dass sich ein Käse besser verkauft, wenn ein herzhafter Käsebauer im Karohemd einen flotten Spruch dazu sagt. Doch auch Wirtschaft und Politik vertrauen heute dem Fabulieren oft mehr als den Fakten. Aber was ist echt, und was ist

Doris Dörrie beschreibt in ihrer Rede **AUF WANDERSCHAFT. FREMD UND ZUHAUSE. MEINE HEIMAT UND ICH.** in einer Mischung aus autobiografischen Erfahrungen, Beobachtungen und Reflexionen die facettenreichen Zumutungen und Chancen des in der Fremde-Seins: „Schon immer war ich gern in der Fremde. Unterwegs, auf Wanderschaft zu sein, ist mir leichter gefallen, als zuhause zu bleiben. Je fremder die Fremde war, desto besser. Dabei habe ich mich gefragt: Wie sehr bin ich zuhause in der Fremde, wie sehr sehne ich mich in der Fremde nach zuhause, was und wo ist mein zuhause, wo fühle ich mich fremd? Wo fühle ich mich zuhause? Wo habe ich mich deutsch gefühlt? Was ist denn diese Heimat, die jetzt wieder von allen Seiten beschworen wird? Und wer bin ich, wenn ich in der Fremde bin? Bin ich vielleicht eine ganz und gar andere als zuhause?“

fiktiv? Und wo genau verläuft die Grenze zwischen Lüge und Phantasie? Ist es wahr, dass zwei Männer im Paternoster fahren und der eine trägt nur Boxershorts und der andere nur einen Leoparden-Tanga? Wie wahr ist es, dass ein Witwer im Kleid seiner toten Frau unter Kirschblüten tanzt? Stimmt es, dass die Toten der japanischen Dreifach-Katastrophe von Erdbeben, Tsunami und Reaktorunfall als Geister umher irren und sich an die Überlebenden heften? Oder was ist denn von jener Frau zu halten, die sich ein anderes Leben wünscht – grün, mit roten Tupfen? Und was ist mit dem Mann, der sich fragt, wie viele Kondome er in seinem Leben wohl noch brauchen wird? Und die Zahl macht ihn nicht glücklich. Das alles sind die Leute von Doris Dörrie. Und manche, meine sehr geehrten Damen und Herren, haben Sie sicher erkannt. Die knapp behosten Schauspieler Heiner Lauterbach und Uwe Ochsenknecht werden wohl in ihrem Herzen eine lebenslängliche Dankbarkeit hegen, dafür, dass sie sowas Fein-Schräges wie den Film MÄNNER spielen durften. Mit dieser frechen Geschlechterkomödie erwischte Doris Dörrie 1985 den Zeitgeist. Sie setzte mit fünf Millionen Zuschauern einen Maßstab, auch für den ökonomischen Erfolg des deutschen Kinos, und wurde mit einem Schlag berühmt – daheim und in Hollywood. Ein ähnlicher Erfolg wiederholte sich 2008 mit dem Melodram KIRSCHBLÜTEN – HANAMI, das Elmar Wepper einen späten Durchbruch als Charakterdarsteller bescherte und die Weltpremiere bei den Internationalen Filmfestspielen in Berlin. Die Geister der Toten, die spuken im Drama GRÜSSE AUS FUKUSHIMA, es ist der erste Spielfilm über die Reaktorkatastrophe in Japan. Doris Dörrie lebte mit ihrem Team fünf, sechs Wochen lang in Containern wie jene Arbeiter, die das verseuchte Erdreich in schwarze Säcke verpackten. Wer weiß, wohin damit. Doris Dörrie betrieb akribische Feldforschung. Sie sammelte die Geschichten der Leute, sie hörte zu, und sie beobachtete genau. Das ist ihre Arbeitsmethode. Und auch die ist eingeübt, seit die Mutter das Aufgeschnappte von der Straße mit an den Abendbrottisch brachte. Auf die Straße zu gehen und nichts zu erleben, wovon man erzählen könnte, das erschien in dieser Familie wohl ziemlich sinnlos. Auf diese Weise aber wird die Grenze zwischen dem faktischen und der Realität und der Erfindung durchlässig. Das macht die Kunst von Doris Dörrie aus. Ihre Geschichten sind unbedingt wahr erfunden. Sie sind wahrhaftig, glaubhaft, überzeugend, berührend. Sie zeigen die Sensationen des Alltäglichen in verwickelten Familiengeschichten, in bestürzenden Tragödien, in komischen Anekdoten, und dabei ist es egal, in welchem Genre sie sich ereignen. Wer Doris Dörrie nur als Filmemacherin kennt oder nur als Schriftstellerin, der hat die andere schöne Hälfte verpasst und sollte das nachholen. Verpasst zum Beispiel die Frau, die sich ein Leben grün mit roten Tupfen wünscht. Doris Dörrie hat nicht nur über 30 Filme gedreht und etwa 20 Bücher geschrieben, sie inszenierte auch fast ein Dutzend Opern. Außerdem lehrt sie

seit vielen Jahren als Professorin Kreatives Schreiben in München. Sie erklärt, was ein Drehbuch erfolgreich machen kann und was es bedeutet, wenn man nach dem großen Erfolg oder nach der Niederlage wieder vor dem leeren Blatt sitzt und wieder ganz von vorn beginnt und dann nichts anderes hilft als schreiben, schreiben, schreiben. Denn diese Leidenschaft, die kommt zum Handwerk hinzu und die muss jeder selber mitbringen. Offenbar scheint daneben immer noch Zeit zu sein für Jurys und Filmfestivals in aller Welt. Manches bringt sich Doris Dörrie aus der Fremde mit: ein Päckchen Safran aus Spanien, eine Fuchsmaske aus Japan, ein perfektes Messer aus Kalifornien. Mit jedem Ding aber, und das wundert uns jetzt nicht, sind Geschichten verbunden. Auch mit den Tellern von einem Allgäuer Trödelmarkt, die Wildschwein, Reh und Eichhörnchen zeigen. Den Fisch will ja keiner zum Frühstück. Vielleicht wird Doris Dörrie auch in Dresden etwas finden, was sie an diesen Vormittag im Schauspielhaus erinnert. Womöglich haben Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, einen Tipp nachher beim Signieren ihrer Bücher oben im Rangfoyer. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und begrüßen Sie bitte mit mir die erste Rednerin des Jahrgangs 2019 – Doris Dörrie.

AUF WANDER- SCHAFT. FREMD UND ZUHAUSE. MEINE HEIMAT UND ICH.

Dresdner Rede von Doris Dörrie

Guten Morgen. Frau Großmann, herzlichen Dank. Eigentlich kann ich jetzt wieder gehen, ich hab dem nichts hinzuzufügen. Dankeschön. Danke, dass Sie alle hier sind. Ich bin jetzt schon ihr größter Fan, denn ich wär heut, ehrlich gesagt, im Bett geblieben beim Blick aus dem Fenster. Also, dass Sie sich aufgerafft haben, dass Sie sich entschieden haben, hierher zu kommen, dafür danke ich Ihnen herzlich. Denn das ist eine schwierige Entscheidung heute gewesen. Dankeschön.

Wenn ich mich so umschaue, bin ich dann doch auch eher eingeschüchtert, aber jetzt ist dieses Gefühl zum Glück weg. All die Namen hinter mir auf der Projektion – verschwunden. Ich muss mich nicht länger einschüchtern lassen durch die illustre Reihe von Namen, in die ich jetzt so eingefügt werde, was eine große Ehre ist. ielen Dank auch für diesen Ort, dass ich hier an diesem Ort sein darf.

Jetzt habe ich keine Rede, und ich habe mit Absicht keine Rede aufgeschrieben. Warum nicht? Ich möchte die Dinge nicht festschreiben. Ich möchte nicht so tun, als wisse ich etwas, was ich nicht wirklich weiß. Ich möchte mich nicht in Sicherheit

wiegen, weil eigentlich die Fragen immer größer werden und die Gewissheiten immer kleiner. Ich weiß gar nichts. Und vor allem weiß ich gar nichts über Sie, ich weiß nichts über Dresden, ich habe keine Ahnung von dieser Stadt, ich weiß nichts. Ich war erst viermal in meinem Leben hier und jedes Mal wirklich nur sehr kurz, und ich scheue mich nicht nur, sondern, es ist die Wahrheit, ich weiß nichts über diese Stadt. Ich bin fremd hier und deshalb der Titel von meiner „Rede“, die keine wirkliche Rede ist, sondern eher ein mäanderndes Reden über Fremdsein und Zuhausesein. Ich habe keine Gemeinsamkeiten mit Ihnen, ich weiß nicht, wo ich anknüpfen kann und deshalb, weil ich fremd bin, habe ich natürlich auch Angst, weil ich nicht so genau weiß, wie Sie auf mich reagieren werden. Bin ich jetzt die typische Münchner Schnepfe? Kann ja gut sein, bin ich vielleicht. Und weil ich mich hier fremd fühle und deshalb auch ein bisschen Angst habe, ist der Reflex sehr naheliegend, dass ich ein wenig auf Abstand gehe. Immer wieder dieser Reflex, mit dem ich selbst zu kämpfen habe und der mich aber auch interessiert. Mich fremd zu fühlen und dann zu versuchen, irgendetwas zu finden, woran ich anknüpfen kann. Ich wollte Ihnen jetzt in dieser mit Absicht unprofessionellen, unperfekten kleinen Diashow zeigen, wo ich herkomme. Also hier in diesem Haus in Hannover bin ich aufgewachsen.



Wie Sie sehen, ein „wunderschönes“ Haus. Deshalb so „wunderschön“, weil es 18 Jahre nach dem Krieg wieder aufgebaut wurde. In diesem Haus ist mein Vater aufgewachsen, und er ist genau wie meine Mutter an einem anderen Ort in Hannover ausgebombt gewesen. Mein Vater war von klein auf ein Abenteurer, ein Indianer. Dieses Abenteurer-

sein hat er dann sein ganzes Leben über bewiesen. Er hat allerdings, genau wie meine Mutter, diese tiefe Lektion gelernt, wie viele Dresdner aus seiner Generation und der meiner Mutter auch, dass alles mit einem Schlag vorbei sein kann.



Dass man sich auf nichts verlassen kann, dass der Boden schwankend ist, dass von einem Tag auf den anderen das Zuhause nicht mehr existiert. Daraus hat er für sich die Lektion gezogen, dass man sein Herz nicht an einen Ort hängen sollte. Und das hat er mir und meinen drei Schwestern doch sehr stark vermittelt. Häng dein Herz nicht an einen Ort, versuch überall zu Hause zu sein, denn dieses Haus an sich, das kann sehr schnell verschwinden.

Meine Mutter, die elf Jahre jünger ist als mein Vater, die auch ausgebombt war, hat das, weil sie sehr viel kleiner war, noch einmal ganz anders erlebt, aber auch mit dem Effekt, dass auch sie zur Abenteurerin geworden ist. Sie ist mit ihrer Familie in den Keller des ausgebombten Hauses gezogen, in dem sie gewohnt hatten, und haben da in zwei kleinen Kellerräumen versucht, sich wieder ein Zuhause einzurichten. Mein Großvater, von dem vorhin schon Frau Großmann erzählte, der die Geschichten der Leute so geliebt und immer wieder aufgepickt und weitererzählt hat, hat in dem Schutt seines Hauses versucht, Überbleibsel zu finden. Etwas zu finden, was ihn erinnert hat. Ich bin aufgewachsen damit, dass mein Großvater immer irgendetwas Kaputttes auf seinem Schreibtisch hatte – einen kaputten Teller, eine kleine kaputte Skulptur, kaputttes Spielzeug – alles aus dem Bombenschutt ausgegraben, was er sein ganzes Leben über repariert hat. Immer wieder und immer wieder. Und es wurde dann natürlich nie wieder ganz, aber es war zumindest eine Erinnerung, die er immer wieder aufgefüllt hat.

In Japan gibt es eine schöne Technik, Kaputttes wieder heil zu machen, man macht man mit Gold die Risse sichtbar. Einen zerbrochenen Teller macht man mit dieser Goldtechnik noch sehr viel wertvoller, weil man sieht, hier ist der Teller zerbrochen. Kintsugi heißt diese sehr spezielle japanische Technik, die Erinnerung sichtbar zu machen: Hier ist etwas kaputt gegangen.

Beide Eltern haben also ihr Elternhaus verloren. Hier in dieser Straße bin ich aufgewachsen und immer bei diesem Licht.



Ich weiß gar nicht, wie es auf Sie so wirkt, auch ziemlich düster, gell? Kann man das überhaupt gut sehen? Okay. Denn das sind mit Absicht eben keine professionellen Fotos. Es sind Fotos aus meinem Handy. In dieser sehr, sehr düsteren Straße in Hannover war es immer düster, immer regnet es, der Himmel nie zu sehen. Grau, grau, grau. Und die Sehnsucht von allen in der Familie war eher so etwas.



Aber die Realität war immer das. Und nein, man muss schon sagen, der Genuss macht Winterschlaf in Hannover. Und nicht nur Winterschlaf, sondern eigentlich ist er permanent im Tiefschlaf, der Genuss. Und diese graue Straße bin ich meine ganze Schulzeit entlang gegangen und habe immer von etwas anderem geträumt. Immer und immer wieder mich weggeträumt, denn dieser Traum, woanders zu sein, ist ein Traum, den ich sehr stark von meinen Eltern übernommen habe.



Es gab Orte in Hannover, wo man sich wegträumen konnte, wie dieses Café – die Holländische Kakao-Stube. Da durfte ich manchmal mit meinem Großvater, dem großen Erzähler, hingehen, und er hat dann ein Stück Baumkuchen gegessen, davon durfte ich naschen, etwas ganz Besonderes dieser Baumkuchen ...



Kennen Sie bestimmt, gibt's wahrscheinlich auch in Dresden. Dieser Kuchen, der aus vielen Schichten besteht, mühsam zu backen ist, weil jede Schicht sofort verbrennen kann, und der dann glasiert ist mit Bitterschokolade oder süßer Schokolade, was immer man will. Also eine wirkliche Kostbarkeit. Und ich durfte einen Kakao dazu

trinken, und über uns schwebte dieses große Schiff. Mit dem Schiff, in dem man in weite Ferne eben wieder unterwegs war. Zu derselben Zeit las ich, von meinem Vater schwer empfohlen, SIEGSMUND RÜSTIG und GRAF LUCKNER, also absolute Mädchen-Literatur ... Ich weiß nicht, ob das irgendjemand von Ihnen kennt. Große Geschichten von Piraten, Seefahrern, Seebären und der weiten See und immer auf dem Weg zu Abenteuern. MEUTEREI AUF DER BOUNTY – von mir heiß geliebt. Das war meine Literatur in der Zeit. Und in dieser Holländischen Kakao-Stube gab es dieses Schiff, und ich saß als kleines Mädchen eigentlich immer an Bord dieses Schiffes und habe mich weggeträumt.

Meine Eltern wiederum sind nach Afrika gefahren. Immer wieder für zwei oder drei Wochen. Als sie dann zurückkamen, waren sie immer so seltsam beseelt. Diese Ferne, das haben wir als Kinder sofort gerochen an ihnen, hat sie so seltsam beschwipst gemacht, als hätten sie ein bisschen zu viel Champagner getrunken. Die Geschichten aus der Ferne, die Geschichten aus Afrika, spielten eine riesige Rolle.



Und dieses Weitwegfahren, so hat sich mir das schon als Kind vermittelt, war wie ein Lebenselixier, das musste man unbedingt auch irgendwann machen. Weit, weit weg fahren ... und unbedingt Fremdsprachen lernen. Ich wollte als Berufswunsch so werden wie Heinrich Schliemann. Habe angefangen, so viele Sprachen zu lernen, wie ich nur konnte. In der Schule musste ich Griechisch und Latein lernen, sieben und neun Jahre Griechisch und Latein, und Englisch als Wahlfach dazu. Aber ich bin dann nachmittags immer ins Institut français gerannt und habe versucht, Französisch zu lernen und später Russisch. Was im Westen, in Hannover, eine ziemliche Sensation war, damit hatte man auch sofort so ein bisschen Spionageverdacht an sich. Es war höchst subversiv und deshalb so attraktiv. Es gab einen wunderbaren Lehrer, der in der

nullten Stunde, also um sieben Uhr, Russisch anbot. Und dann war plötzlich mein Ziel, Russisch so gut zu lernen, dass ich Tschechow im Original lesen können würde, was ich nie erreicht habe. Außerdem gab es diese Sprachsendung im DDR-Fernsehen, die wir sehen konnten, und die hatte einen russischen Titel *TSCHESTLIWAWA PUTI*, gute Reise. Stimmt, oder? Die habe ich gesehen, habe angefangen, mich nicht nach Afrika zu träumen, sondern in die andere Richtung, ganz weit in den Osten, nach Russland. Das hat allerdings ein bisschen gedauert, bis das wahr wurde. Auf jeden Fall war das Sprachenlernen für mich das Tor zu etwas Fremden und deshalb aufregend. Natürlich kam sehr schnell das Kino dazu, die *Nouvelle Vague*. Die französischen Filme, durch die wir studieren konnten, wie man woanders lebt, wie man sich anzieht, wie man sich schminkt, wie man die Haare trägt, was für Schuhe Jeanne Moreau an hatte in *JULES UND JIM*, was für eine Mütze sie auf hatte, wie man besonders lässig geraucht hat. All das mussten wir ja im Kino studieren, wir Armen, ohne das Netz, ohne Google. Wir mussten ins Kino gehen, um rauszufinden „Ah ja, so raucht man“: Man lässt die Zigarette so an der Unterlippe kleben, die *Gauloises*, ganz chic.

Aber auf jeden Fall war es immer diese Sehnsucht nach der Fremde. Meine Eltern gingen, wenn sie nicht nach Afrika fuhren, einmal im Jahr chinesisch essen in Hannover. Auch sehr aufregend. Sie tanzten Rock'n'Roll zu Hause, da wurde der Teppich weggeräumt. Und sie träumten sich doch immer, immer fort.

Und diesen Traum, den habe ich übernommen. Stärker übernommen als meinen Eltern das vielleicht lieb war. Denn kurz vorm Abitur trat eine höchst seltsame Theatergruppe aus Kalifornien auf in Hannover, im Freizeithaus in Vahrenwalde, das weiß ich noch ganz genau. Und die machten sehr schräges Improvisationstheater. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Obwohl ich fleißig ins Theater gerannt bin, aber so was gab's in Hannover nicht. Und bei mir setzte sich sofort dieser Wunsch fest, das zu lernen, bei denen zu lernen und nach Kalifornien zu gehen, denn, Wunder über Wunder, diese Art des Theaters, Improvisationstheater, wurde an der Universität gelehrt. An der University of the Pacific. Und tatsächlich, meine erstaunlich liberalen Eltern schauten sich das auch an und sagten „Naja okay, wenn du das unbedingt willst, dann schau, dass du eine Scholarship, ein Stipendium bekommst, und dann versuch's halt.“ Und das habe ich dann wirklich bekommen und bin nach Kalifornien gefahren, und da war ich dann plötzlich wirklich, wirklich fremd.



Ich kannte zwar aus dem Radio natürlich den Song *IF YOU'RE GOING TO SAN FRANCISCO MAKE SURE TO WEAR SOME FLOWERS IN YOUR HAIR* und hatte eine vage Vorstellung von Hippies. Ich war natürlich gegen den Vietnam-Krieg, endlos viel auf der Straße gewesen, hatte demonstriert. In Wirklichkeit, ich war ja da erst zwölf, dreizehn, als das los ging mit den Demonstrationen, bin ich zu den Demos, weil die schönsten Jungs immer in der ersten Reihe demonstrierten, und man wollte sich bei denen einhaken und mit ihnen laufen und laut *Ho-Ho-Ho Chí Minh* rufen. Ich hatte weder eine Ahnung, wer eigentlich *Ho-Ho-Ho Chí Minh* war – ich habe immer gedacht, der heißt *Ho-Ho-Ho Chí Minh* – noch wusste ich, wo Vietnam liegt, aber das war eben die politische Bildung meiner Jugend. Ich habe das später befreundeten Filmleuten in Hanoi, wo ich mal unterrichtet habe, erzählt und die haben sich auf dem Boden gekugelt vor Lachen bei der Vorstellung, dass eine Zwölfjährige *Ho-Ho-Ho Chí Minh* in Hannover ruft und durch die Straßen läuft.

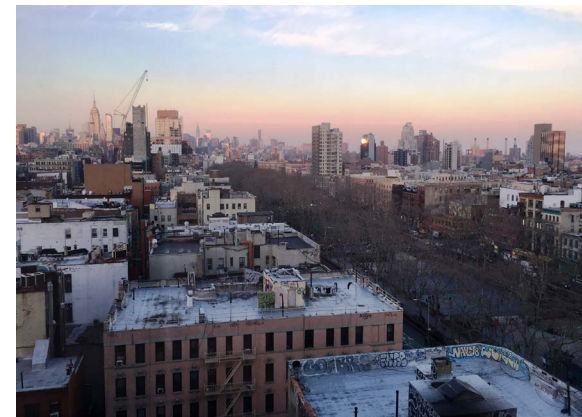
Auf jeden Fall kam ich eben nach Kalifornien und alles war fremd. Und ich selber war fremd. Und das war eine einschneidende Erfahrung. Das hatte ich vorher noch nie so erlebt, dass ich selbst plötzlich fremd war und mir auch selbst fremd war. Denn nichts stimmte plötzlich mehr an mir. Ich konnte nicht mehr sprechen, mein Englisch war viel zu schlecht, ich konnte keine Witze machen. Ich sah falsch aus. Die Klamotten, die ich trug, waren falsch. Sogar meine Unterwäsche war falsch. Ich hatte schwarze Unterwäsche an, das war damals so wegen der französischen Filme, da hatten wir schwarze Unterwäsche an. Aber nicht in Kalifornien, das war unmöglich. Außerdem dachte ich, dass man ... Hippiezeit und überhaupt ... dass man eigentlich ständig nackt durch die Gegend läuft in dem Mädchenwohnheim. Nein, das tat man auch nicht. Außerdem hatte ich mir angewöhnt, aus politischen Gründen, die Beine nicht zu rasieren. Auch das war völlig falsch. Tat man nicht. Hatte ich aber gerade als Zeichen des Feminismus, in Hannover gelernt. Aber in Kalifornien war das falsch.

Alles war falsch. Alles, alles war falsch. Ich hatte große Mühe, rein zu passen. Die Jungs waren groß und blond und hatten alle so ganz weiße Zähne wie sonst niemand sie hatte in Deutschland. Kieferorthopäde, Spangen – sowas gab's alles noch nicht. Und die hatten diese unglaublich guten Zähne, hatten auch sehr viel Geld aus meiner Sicht, fuhren Autos, besaßen mit siebzehn, achtzehn Jahren schon ein Auto. Alles sehr fremd. Auch das Essen war fremd. Es war eigentlich alles wie in einem Traum. Und ich fühlte mich ständig fehl am Platz, hab aber den ganzen Tag mit unglaublicher Energie versucht, irgendwie rein zu passen und mir alles ganz schnell anzueignen. Ich habe angefangen, *OshKosh*-Overalls zu tragen, diese blau-weiß gestreiften Overalls, so eine Bandana um den Kopf, um amerikanisch auszusehen. Ich hab wie besessen Englisch gelernt und mich angestrengt, ein Chamäleon zu sein und so schnell wie möglich so amerikanisch zu wirken, dass mir keiner anmerken konnte, dass ich eigentlich Deutsche bin.



Das habe ich ziemlich gut geschafft. Ich konnte tatsächlich wenigstens ein paar Minuten lang die Leute in die Irre führen und war dann sehr stolz drauf, dass keiner erkennt, dass ich Deutsche bin. Ich habe erst sehr viel später verstanden, dass das sehr deutsch ist, zu versuchen, nicht deutsch zu sein. Auf jeden Fall war ich ein prima Chamäleon und hatte auch langsam großen Gefallen daran, dass im Unterschied zu Hannover immer die Sonne schien. Bis ich irgendwann den Regen vermisste und zu tiefst glücklich war, als es dann nach Monaten endlich einmal regnete. Ich hatte auch überhaupt keine Erkältungen mehr, keine Halsschmerzen mehr, das kannte ich alles gar nicht. Ich hatte meine ganze Kindheit über jeden Monat eine Halsentzündung, eine Erkältung. Immer. Als es das erste Mal regnete, habe ich zum ersten Mal das Gefühl Heimweh kennengelernt. Das war mir bis dahin unbekannt. Aber im dem Regen war ich plötzlich wieder die, die ich kannte, ich war mir selber nicht mehr so fremd. Und das war doch sehr verwunderlich, dass der Regen plötzlich dazu führte, dass ich mich mit mir selbst wieder so einigermaßen auskannte – und dann war es aber auch schnell wieder vorbei mit dem Regen, – und ich war wieder fremd. Ich habe mich als Achtzehnjährige alle fünf Minuten in jemand anderes verliebt und mich nach fünf Minuten auch wieder getrennt von diesen so gut aussehenden blonden, braungebrannten Männern und habe mich dann unsterblich in den einzigen jungen Mann verliebt, der sehr blass war, nie in die Sonne ging, Schwarz trug, was keiner sonst trug und, ganz absonderlich, Gedichte las. Das tat sonst keiner. Und er saß eben wirklich blass in seinem Zimmer, in seinen schwarzen Klamotten und las Gedichte. Und hatte ganz dicke schwarze Haare und einen schwarzen Vollbart und sah aus wie Che Guevara – unglaublich gut. Und in diesen jungen Mann habe ich mich unsterblich verliebt. Er sich zum Glück auch so einigermaßen in mich. Und dann kam ganz nebenbei raus, dass er Jude ist. Und ich weiß noch, wie ich zusammengezuckt bin und gar nicht wusste, wie ich darauf reagieren sollte, denn er war der erste Jude, den ich in meinem Leben kennengelernt habe. Denn in Hannover gab es keine Juden. Alle ermordet, vertrieben, vernichtet, in die Flucht geschlagen. Er war wirklich der erste Jude, den ich kennengelernte. Es wurden dann prompt Witze über uns gemacht. Ihm wurde typisch jüdischer Masochismus vorgeworfen, sich in eine Deutsche zu verlieben. Ich wurde „The Nazi

bride“ genannt, die Nazi-Braut. Das kannte ich ein bisschen. Ich war mit 14 zu einem Schüleraustausch in Avignon gewesen, und da hatten Erwachsene sich geweigert, mir die Hand zu geben, hatten mich „Boche“ genannt, mich auch Nazi genannt, und die Atmosphäre war sehr feindselig mir gegenüber gewesen, was mich sehr irritiert hatte und was ich auch nicht richtig einordnen konnte. Ich kannte das also ein bisschen, und jetzt kam es von den amerikanischen Studenten zurück an uns als Paar, der Jude und die Nazi-Braut. Er fühlte sich in Kalifornien zunehmend unwohl, weil keiner so war wie er. Er fühlte sich so fremd so blass und überhaupt kein Sunnyboy, und überredete mich dann, mit ihm zurück zu gehen, in seine Heimat, nach New York. Hals über Kopf, mein Stipendium ließ ich einfach sausen, bin ich zurück mit ihm nach New York gefahren.



In New York sah es dann wieder mehr aus wie zu Hause: kalt und Schnee und kahle Bäume und grauer Himmel. Nur hatte er mir eine kleine Sache verschwiegen, als wir ankamen in New York. Erst auf dem Weg zu seinem Elternhaus, hat er mir gesagt, dass seine Eltern vielleicht ein kleines Problem mit mir haben könnten. Denn: Beide Eltern hatten Auschwitz überlebt und hatten, als seine Mutter mit dem ersten Kind schwanger war, beschlossen, nach Amerika zu emigrieren, weil sie auf gar keinen Fall wollten, dass ihr Kind irgendwann im Leben sich in eine Deutsche oder einen Deutschen verliebt. Das wollten sie auf gar keinen Fall. Deshalb waren sie emigriert.

Ja, Schicksal kann sehr ironisch sein, – da kam dann ihr Sohn nach Hause und an seinem Arm eine Deutsche. Die Eltern waren sehr freundlich zu mir und erklärten mir aber auch sehr klar, dass sie mich nicht akzeptieren könnten, dass das gar nichts mit mir persönlich zu tun habe, aber es war ihnen unmöglich, darüber hinweg zu sehen, dass ich Deutsche bin. Sie sprachen selbst Jiddisch miteinander und auch mit mir, weil ihr Englisch relativ schlecht war, und ich verstand Jiddisch, mühsam zwar, aber ich ver-

stand es. Mein Freund verstand es nicht. Und sie gaben mir unamerikanisches Essen, nämlich zum Beispiel Potato latkes – Kartoffelpuffer – und Applesauce – Apfelmus.



Es fühlte sich alles so heimisch an: das Essen, wie sie sprachen, auch wie sie wohnten. Ich machte den Kühlschrank auf, und im Kühlschrank stand „Schmaltz“.



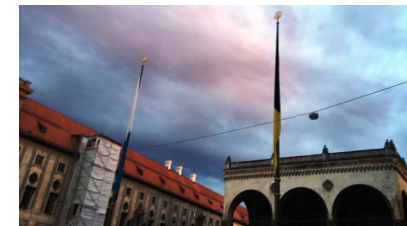
Es war eine seltsame Mischung zwischen sich ganz zu Hause fühlen und ganz fremd sein. Und mir wurde klar, dass, obwohl die Eltern seit 25 Jahren kein Deutsch mehr gesprochen hatten, sie trotzdem immer noch fremd waren in diesem seltsamen Amerika. Es war eine wirklich verwirrende Situation, dass sie es auf der einen Seite fast ein bisschen genossen, mit mir über Deutschland zu sprechen, über ihr erinnertes Deutschland auf Deutsch-Jiddisch, und auf der anderen Seiten mir immer sagen mussten „Das geht nicht. Du kannst nicht mit unserem Sohn zusammen sein“. Wir haben es dann trotzdem versucht, aber mein Freund wurde zerrissen zwischen der Vergangenheit seiner Eltern und seiner Zukunft. Er wusste nicht, wo er eigentlich ist, wo sein Zuhause ist.

Für mich war dieses New York wie ein Trainingsort für das Zuhause sein in der ganzen Welt, denn alle kommen woanders her, kaum jemand ist ursprünglich aus New York, und es geht nur darum, zusammen in dieser Stadt zu überleben. Ab und zu erzählt man sich vielleicht, woher man kommt, aber darum geht es nicht wirklich, sondern darum, jeden Tag zusammen die Tragödien und Komödien des Lebens zu meistern.

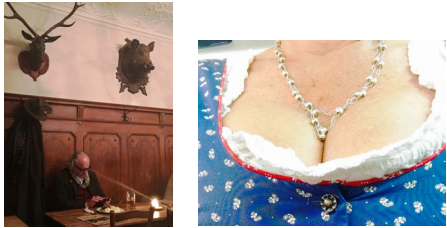
Ich habe dann einen Job gefunden als Filmvorführerin im Goethe-Institut an der Fifth Avenue. Und da kam nochmal das geballt auf mich zu, was ich gerade persönlich erlebt hatte. Ich habe dort deutsche Filme gezeigt, alte deutschen Filme, z. B. *M – EINE STADT SUCHT EINEN MÖRDER ODER MENSCHEN AM SONNTAG*. Und es kamen die jüdischen Emigranten und haben sich ihr Berlin angeschaut. Ihre alte Stadt, ihr altes Deutschland. Und haben mich dann immer gefragt, wie es jetzt aussieht, ob es

die Ecke noch gibt und die Straßenkreuzung oder ob's das Café noch gibt. Und ich war ja gar nicht aus Berlin, ich kannte Berlin überhaupt nicht. Und habe es auch nicht über's Herz gebracht, ihnen zu sagen, dass manche Filme komplett im Studio gedreht waren und gar nicht ihr wirkliches Berlin zeigten, sondern auch nur eine Reproduktion des alten Berlins. Aber diese Menschen, diese Geschichten und vor allem eben auch dieser Versuch, sich zu erinnern, obwohl doch dieses Land sie in die Flucht geschlagen hatte, wenn nicht umgebracht, dann in die Flucht geschlagen, dieser ständige Versuch, sich trotzdem zu erinnern an das Zuhause hat mich tief beeindruckt, verwirrt und erschüttert. Dass die Erinnerung an Zuhause viele Jahre später noch so wichtig war. Irgendwann, obwohl ich so gerne in New York war, ging es nicht mehr weiter für mich in Amerika. Einfach, weil ich kein Geld mehr hatte und zu wenig Geld verdiente, um studieren zu können. Es wurde immer mehr zu einem Kampf. Mein Freund fühlte sich nicht wohl in New York. Ich wusste nicht, wie es mit mir weitergehen konnte, obwohl ich in New York das Gefühl hatte, hier bin ich wirklich in der ganzen Welt: Ich bin nach Russland gefahren und das war Brighton Beach. Und da konnte ich mein gelerntes Russisch anbringen, weil da die Russen wohnten. In Chinatown natürlich, in der Canal Street, wohnten die Chinesen. In Astoria war ich in Griechenland und konnte alles lesen, weil ich ja Griechisch in der Schule hatte. Ich konnte in das schwarze Amerika fahren nach Harlem. Oder nach Little Italy zu den Italienern. Oder in das alte, untergegangene europäisch-jüdische Leben in der Lower Eastside. Die ganze Welt an einem Fleck zu haben, das war für mich ein El Dorado, ein Traum.

Ich bin nur sehr zähneknirschend zurück nach Deutschland gefahren, einfach weil das Geld nicht gereicht hat. Und weil meine Mutter, das muss ich immer wieder erzählen, weil, das machen die Mütter, ein Hoch auf alle Mütter ... Meine Mutter hat nicht locker gelassen: Sie hat mir jede Woche die Aufnahmebestimmung der Filmhochschule München geschickt. Es gab ja nur zwei Filmhochschulen – Berlin und München. In München hatte ich eine Tante, deshalb lag München sehr viel näher. Immer wieder, immer wieder habe ich sie in den Papierkorb geworfen. Und als ich dann gemerkt habe, es geht hier nicht mehr weiter, hab ich das ausgefüllt, hab gedacht, ich will nie wieder zurück nach Deutschland. Nie, nie mehr. Aber ich wurde angenommen an der Filmhochschule München und kam dann nach München, „Minga“ – wie die Münchner sagen.



Das hab ich schon nicht verstanden. Ich habe diese ganze Stadt nicht verstanden, ich hab München nicht verstanden. Ich war wieder völlig fremd. Ich war jetzt so ein Chamäleon gewesen in Amerika und hatte mich so bemüht, Amerikanerin zu werden, und fühlte mich inzwischen auch amerikanisch. Und jetzt kam ich nach Bayern, nach München, verstand kein Wort. Die Leute sagen zu mir: „Geh weida!“ Und ich habe wirklich gedacht sie wollen, dass ich weiter gehe. Ich habe nichts verstanden, hab mich sehr unwohl gefühlt in diesem München und mit meiner neuen, amerikanisch-jüdischen Perspektive, die ich gelernt hatte, einzunehmen, kam mir auch vieles nicht nur seltsam, sondern auch bedenklich vor.



Ich hatte auch Dinge gelernt, die in Deutschland kaum jemand zu wissen schien: Von den Eltern meines Freundes zum Beispiel wusste ich, dass eins der ersten Verbote für Juden in München das Trachtenverbot war. Juden durften keine Tracht mehr tragen, durften kein Dirndl anziehen, keine Lederhose. Nicht, dass das so ein großer Verlust wäre ... Trotzdem, das war eines der ersten Verbote. Plötzlich sah ich die Dinge anders. Mit diesem scharfen Blick, den man bekommt, wenn man in der Ferne auf sein Zuhause schaut und dann zurückkommt mit einer anderen Perspektive. Und dieses Scharfstellen durch die Fremde, das ist für mich zu einem Werkzeug geworden und zu einem Erzählmittel. Dass ich durch die Fremde lerne, schärfer zu schauen auf das, was mir scheinbar bekannt ist. Nun war mir dieses Bayern überhaupt nicht bekannt, aber es war ja zumindest Deutschland. Ich hab mich dann nicht in München verliebt, sondern in die bayrische Landschaft.



Diese Landschaft war für unfasslich. Da gab's diese Berge und diese unglaublich schönen Seen, und es war eine ganz und gar fremde Landschaft. Es war keine norddeutsche Landschaft. Es war etwas völlig Neues. Und selbst die Kühe sahen nicht aus wie die Kühe, die ich kannte. Selbst sie waren anders. Alles war so anders auf dem Land, aber diese Landschaft hat mich so tief berührt, dass ich in ein kleines Dorf gezogen bin. Im Allgäu. Wo ich wieder nichts verstanden habe. Das bisschen Bayrisch was ich gerade kapiert hatte, hat mir nix geholfen, weil da Allgäuerisch gesprochen wurde. Und so hart Allgäuerisch – bis heut versteh ich es nicht.



Da war ich jetzt plötzlich die „Staderin“, die aus der Stadt, die sehr seltsam war. Aber, oh Wunder, die Allgäuer, für die ich so fremd war, haben mich akzeptiert. Und so ist eine sehr zärtliche, enge Beziehung entstanden, nicht zu dem ganzen Dorf, aber speziell zu meinen Nachbarn, der Familie Angerhofer, die mich mit zärtlichem Kopfschütteln betrachtete, weil ich so vieles nicht wusste. Dass ich nicht zB nicht wusste, dass – wenn die Sonne auf den Kamin scheint – man dann nur ein Stückchen Papier anzünden und in den Kamin werfen muss, damit er wieder zieht. All die alltäglichen Dinge, die ich nicht wusste. Dass ich nicht wusste, wie man mit Schnecken im Garten umgeht. Ganz normales Wissen. Sie haben mir das gezeigt und beigebracht und mich begleitet, mich wirklich mit großer Innigkeit begleitet. Diesem Ehepaar Angerhofer habe ich versucht, später ein kleines Denkmal zu setzen in dem Film KIRSCHBLÜTEN. Ich versteh bis heute Herrn Angerhofer nicht. Erst neulich wieder hatte ich eine Unterhaltung mit ihm, da hab ich am Ende zu ihm gesagt „Das freut mich, dass sie jetzt auch mal in den Urlaub fahren, Herr Angerhofer.“ Und da hat er mich angeschaut und hat dann ganz langsam zu mir gesagt „I hab g'sagt, Ihre Dachrinne ist kaputt.“ Dort ist auch mein Kind aufgewachsen, in diesem Dorf, gegenüber von den Angerhofers ... Angermeier im Film, Angerhofer in der Wirklichkeit. Es hat da Milch geholt, hat im Stall rumgesessen, hat die Geschichten gehört von Frau Angerhofer, und es wurde ein ganz, ganz wichtiger Ort in unserem Leben, auch als Familie. Und trotzdem habe ich mich immer wieder in die Fremde zurück gewünscht, obwohl diese Landschaft da so herrlich ist und auch in meinen Filmen immer wieder vorkommt. Der Löwenzahn vor

den schneebedeckten Bergen ist ein Anblick, den muss ich jedes Jahr haben. Es ist wie eine Droge, ich muss es sehen. Nur ein kleiner Tipp: Die blühen immer ganz pünktlich am 1. Mai. Am 1. Mai – Löwenzahnzeit.



Und trotzdem hat es mich wieder weg gezogen – und zwar nach Japan. Sehr weit weg. Aus unterschiedlichen Gründen, die ich Ihnen etwas genauer erklären möchte. Inzwischen war ich über 30 Mal in Japan, in diesem Land mit seiner Mischung aus sehr Traditionellem, Modernem und höchst Seltsamen. Ich wollte Ihnen dazu einen kurzen Text vorlesen, den ich darüber geschrieben habe: Warum zieht es mich immer wieder nach Japan?



Ich war zum ersten Mal dort 1985. Mein erster Spielfilm MITTEN INS HERZ war zum Filmfestival nach Tokio eingeladen worden, und mit ihm stolperte ich in dieses Land wie in einen Traum. An meinem ersten Abend in Tokio taumelte ich nach fast 24 Stunden Reisezeit wie betäubt in der tropisch feucht-heißen Luft durch die Straßen. Auf den Taxis leuchteten bunte Lampions, und ein Strom von dunkel gekleideten Menschen zog wie ein riesiger Fischschwarm an mir vorbei. Ich traute mich nicht, in ihn einzutauchen, und gleichzeitig sehnte ich mich danach, einfach mitzuschwimmen, ohne zu wissen, wohin die Reise hingehen sollte. Voller Angst, mich zu verirren und mein Hotel nie mehr wieder zu finden, hangelte ich mich von einem Gebäude zum anderen. Begeistert aß ich in den nächsten Tagen japanisches Frühstück mit Fisch und Reis. Entdeckte einen kleinen Tempel direkt hinter dem Hotel. Und ansonsten kutscherte mich das Festivalkomitee mit einem Fahrer mit weißen Handschuhen ins Kino und auf luxuriöse Partys, wo kunstvolle Eisskulpturen vor sich hin schmolzen und Frauen im Kimono auf traditionellen Instrumenten Beatles-Songs spielten. Ich

küsste japanische Filmfunktionäre auf die Wangen, weil es sie in hysterisches Kichern ausbrechen ließ, und im Gegenzug luden sie mich ein in den Playboy-Club von Tokio, wo hoch über Shibuya japanische Frauen in Häschenkostümen mich bedienten, und immer wieder hatte ich das irritierende Gefühl, nicht wirklich in Japan zu sein, sondern nur in einer Version von diesem Land für westliche Langnasen. In einer Anwendung bat ich einen der Filmfunktionäre, mir auf ein Schild das japanische Zeichen für Tokio zu schreiben und mit diesem Schild, wie eine Art Versicherung unter dem Arm, marschierte ich aus dem Kino hinaus zum Bahnhof Shinjuku und nahm den nächsten Zug nach Kamakura. Überwältigt wanderte ich kurze Zeit später durch Tempel und Bambuswälder und glaubte, im Paradies gelandet zu sein. Von da aus lief ich einfach immer weiter, immer weiter. Ich konnte kein Wort mehr lesen, keins mehr sprechen, keins verstehen, und das machte mich seltsam heiter. Als trüge ich eine Tarnkappe, obwohl ich so blond und groß und zu allem Überflus noch in einen leuchtend gelben Regenmantel gekleidet über alle Maßen sichtbar war. Aber vielleicht war es weniger eine Tarn-, als eine Narrenkappe. Denn ich schien auch meine Umgebung in meiner sehr typisch westlich-tollpatschigen Art über die Maßen zu erheitern. Und ich hatte dort so viel Spaß wie schon lange nicht mehr. Vorsätzlich verirrte ich mich immer weiter. Ich konnte ja wirklich kein Straßenschild mehr lesen, keine Zusagekündigung, nichts mehr. Ich hatte nur dieses Schild in der Tasche mit Tokio drauf als Sicherheit, jemals wieder zurück zu finden. Aber ich fuhr tatsächlich immer weiter, immer weiter. Und ließ alles zurück, was ich selbst über mich dachte. Denn ich konnte, dadurch dass ich nicht mehr sprechen konnte, mich selbst auch nicht mehr anders geben als ich vielleicht bin. Aus purer Höflichkeit und mangelnder Sprachkenntnis andersrum von den Japanern, erfuhr ich aber auch nie, was sie wirklich über mich dachten. Außer, dass sie oft sehr herzlich über mich lachen mussten. Aber sie nahmen mich immer wieder an der Hand und zeigten mir Hotels und Restaurants und den Weg. Manchmal hielten sie auch in ihren Autos an, weil ich auch noch trampeln wollte, das war immer dieselbe Prozedur: Auto hält an, dann fängt man an als guter Tramper zu laufen, denn man weiß, gleich geht die Tür auf, wenn jemand schon anhält, aber nein, da wurde oft das Fenster runter gekurbelt, man machte ein Foto von mir, Fenster ging wieder hoch, und man fuhr wieder weiter. Ich fuhr immer weiter, immer weiter oder im Kreis, ich weiß bis heute nicht mehr so genau, wo ich eigentlich gewesen bin, und ich entdeckte immer neue, romantisch gelegene Tempel und Shinto-Schreine und dann wieder riesige amerikanische Shoppingmalls und Bingohallen, kleine Kopfsteinwege durch die Dörfer neben gigantischen Autobahnüberführungen, allerliebste in Tellern angelegte Mini-Gärten und dann wieder durch Industrieanlagen verwüstete Landstriche und immer wieder Bauten aus den 50er Jahren, die eigentlich genauso aussahen wie Hannover. Ein großer Teil von Japan sieht genauso aus wie Hannover. Das führte

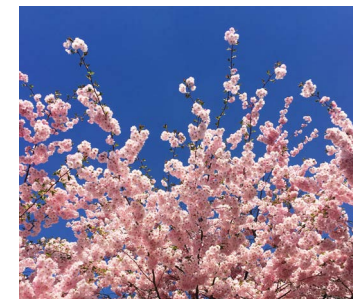
auch dazu, dass ich mich seltsam zu Hause und gleichzeitig fremd fühlte, und das Nebeneinander von Alt und Neu, dem traditionellen und dem amerikanischen Einfluss, das erinnerte mich eben. Deutschland und Japan – Kriegsverlierer und Wirtschaftswunderländer, und für beide Amerika als Land der Sehnsucht. Ich führte zum Beispiel auch Unterhaltungen mit den wenigen Leuten, die mich dann mal im Auto mitnahmen, wildfremde Menschen, mit denen konnte ich aber immer die Popsongs singen aus meiner Zeit. Die kannten die auch alle, aber wir konnten beide immer den Text nicht. Wir hatten beide es einfach nur so lautmalerisch gelernt. Also diese ganzen Bob Dylan Songs, wo wir nie wussten, was singt der Mann eigentlich? Die konnte ich mit ihnen singen. Aber ich konnte auch zum Beispiel *THE TIMES THEY'RE CHANGING* singen oder *WE DON'T NEED ANOTHER HERO* Ich kann's Ihnen vorsingen und Sie erkennen es: (*singt lautmalerisch*) *WI DO NI ANA TA HIO ...* So klang das auf Japanisch. So ähnlich hatte ich das auch irgendwann mal gelernt. Und ich sing das bis heute, obwohl ich Englisch kann, aber weil ich sie damals so lautmalerisch gelernt habe. Und immer mehr verlor ich mich in diesem sehr besonderen Gefühl des „verirrten Aufgehobenseins“, also verirrt zu sein, nicht zu Hause zu sein und gleichzeitig aber aufgehoben zu sein. Das war das, was mich so fasziniert hat, glaube ich, und warum ich immer wieder nach Japan fahre.



Da ist eine verblüffende und fast zärtliche Direktheit, die die Leute im Umgang mit mir an den Tag legten, und die hat so gar nichts mit der Vorstellung von den zurückhaltenden Japanern zu tun. Ich wollte eigentlich nie, nie wieder nach Hause, wollte für immer da bleiben und einfach immer weiter fahren, aber ich musste nach Hause, weil ich da einen Film drehen sollte, der sollte *MÄNNER* heißen. Und meine Produzenten waren schon völlig panisch, weil ich verschollen war. Also bin ich dann doch wieder nach Hause gefahren. Und ich hab aber in Japan meine Bestimmung entdeckt. Und zwar eine Berufsbezeichnung, die es, bezeichnenderweise, für Frauen nicht gibt, und das ist die „Flaneuse“. Nicht die Fritteuse, sondern die „Flaneuse“. Das ist ein alter Beruf für Männer. Der „Flaneur“, der durch die Straßen wandelt, sich alles anschaut und Geschichten sammelt und weiter erzählt. Für Frauen hat's das nie gegeben. Frauen

hatten nie die Zeit und auch nie diesen Platz, den öffentlichen Raum zu durchwandern. In Japan ist das einfach, weil es so ein sicheres Land ist. In anderen Ländern ist das durchaus schwieriger, die „Flaneuse“ zu sein. Aber in Japan war es eben extrem einfach, und ich konnte so irrsinnig viel entdecken. Und diese Art des Flanierens habe ich dann versucht überall anzuwenden, auch auf meine eigene Heimatstadt, also Hannover oder auch München oder das Allgäu, ganz egal, wo ich bin. Dieses absichtslos Streifen und genau zuzuhören und genau zuzugucken, und es mir zu merken.

In Japan habe ich mir sehr genau diese große Sorgfalt mit den Dingen gemerkt. Ob es das Bettenmachen ist in einem Minshuku, einer Pension, oder das Baden im öffentlichen Bad, das Essen, das Verhalten zueinander, die Art, wie man etwas einwickelt, wie man eine Visitenkarte überreicht. Es gibt eine besondere Achtsamkeit und Liebe zu den Dingen und zum Detail. Und dafür gibt es einen Standardausdruck auf Japanisch, der heißt „mono no aware“. Und darüber ist, wie über vieles was Japanisch ist, sehr viel Unsinn geschrieben worden. Es gibt sehr viele Übersetzungen dafür, aber es gibt drei, die mir wirklich gut gefallen: „entzückt und wehmütig berührt sein“, „das Angerührtsein von den Dingen“ und „das Aufgehen des Ichs in den Dingen der Welt“. Alle drei Übersetzungen beinhalten eins: dieses große Bewusstsein für die Vergänglichkeit. Und das habe ich versucht, mir abzuschauen: eine gewisse Zärtlichkeit erstmal allem und jedem gegenüber. Die zu entwickeln ist manchmal schwer, denn vieles geht einem so wahnsinnig auf die Nerven. Aber immer wieder erst zu schauen, was kann ich an Zuwendung, wenn es nicht gerade Zärtlichkeit ist, dem anderen, den anderen, den Dingen gegenüber entwickeln? Wenn ich gleichzeitig versuche, mir die Vergänglichkeit von allem vor Augen zu halten ist das deutlich einfacher. Allein die Vorstellung, dass wir alle, wie wir heute hier sitzen, in nicht so wahnsinnig vielen Jahren hier als Skelette sitzen werden, erleichtert oft den Umgang. Da ist man nicht mehr so schnell beleidigt und verletzt, weil, wie gesagt, diese Vorstellung von Vergänglichkeit einen doch ziemlich schnell kuriert. Das Synonym für diese Vergänglichkeit ist natürlich die Kirschblüte. Und sie hat auch zu meinem Film geführt, der *KIRSCHBLÜTEN – HANAMI* hieß. Diese Kirschblüte hier ... So sehr japanisch, gell?



Aber es ist der Kirschbaum auf einer Straße in München, zu dem ich seit inzwischen Jahrzehnten pilgere. Da bin ich schon immer mit meiner Tochter hingefahren, zu diesem Baum. Sie hinten auf dem Fahrradsitz, und dann hab ich die Zweige geschüttelt, damit die Kirschblüten auf sie herab geriesel sind, ein Ritual, das wir jedes Jahr gemacht haben. Aber dieser Kirschbaum ist in München, und nicht in Japan.

Japan ist nicht mein Zuhause geworden, aber ich bin oft wieder hin gefahren, nachdem mein Mann gestorben war und ich mein Zuhause wirklich verloren hatte. Mein Mann war mein Zuhause. Wie das bei vielen so ist in engen Partnerschaften. Der andere ist das Zuhause. Und das habe ich sehr genau gespürt, dass die Liebe das Zuhause ist und nicht der Ort, an dem man ist. Der Ort kommt, wenn man Glück hat, dazu. Aber dieses, mein Zuhause verloren zu haben, hat mich zu einer Nomadin gemacht. Zusammen mit meiner Tochter bin ich dann wieder nach Japan gefahren und lange unterwegs gewesen. Und wieder sind wir an der Hand genommen worden, und tatsächlich gibt es diese Einstellung in dem Film *KIRSCHBLÜTEN*, dass diese junge Frau, Yu heißt sie im Film, den alten Rudi aus Bayern an der Hand nimmt.



Dass es keine Worte braucht, keine großen Erklärungen. Sie haben eigentlich wenig miteinander zu tun, aber diese junge Frau erkennt seinen Schmerz und auch, was er braucht. Er braucht jemanden, der ihn einfach nur mal an der Hand nimmt. Und das kommt deshalb in diesem Film vor, weil Japan das auch mit mir gemacht hat. Weil Japan so gut zu uns war, als dann das Erdbeben von 2011 passierte, die Dreifach-Katastrophe – Erdbeben, Tsunami und Reaktorunfall – hab ich gedacht, das ist nicht in Ordnung, das ist zu billig, wenn ich mir alles immer nur im Fernsehen anschau. Ich muss dahin fahren. Ich muss als kleines Zeichen der Solidarität dahin fahren. Was natürlich bedenklich war, denn damals war die Strahlung noch sehr hoch, aber ich bin dann tatsächlich in diese Zone gefahren.



Da bin ich als allererstes über einen Kindergarten gestolpert, und die Kinder haben FREUDE SCHÖNER GÖTTERFUNKE gesungen, was sie jeden Morgen singen, das ist Ritual in japanischen Kindergärten. Die singen tatsächlich FREUDE SCHÖNER GÖTTERFUNKE, das hat irgendwann angefangen, ich hab's nicht genau recherchieren können, warum, aber die sangen lautmalerisch diesen deutschen Text und standen in den Trümmern. In den Trümmern von ihrer Heimat, ihren Wohnungen, den Schulen. Es gibt eine entsetzliche Geschichten von einer Schule, in der sich die japanischen Lehrer nicht getraut haben, selbst zu entscheiden, „Wir gehen jetzt“, sondern geblieben sind, bis die Schulleitung ihnen erlaubt hätte, das Gebäude zu verlassen, und so sind sie und alle Kinder in der Schule gestorben. Ich bin da mit einem Geigerzähler rumgefahren, mit einem deutschen Geigerzähler, das hatten mir die Japaner empfohlen. Keinen russischen, keinen japanischen, einen deutschen Geigerzähler mitzunehmen, der sei so zuverlässig.

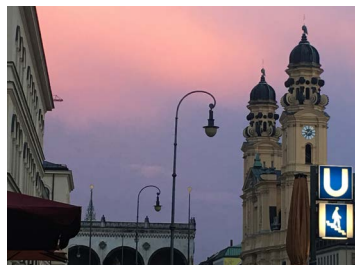


Und ich hab dann aber etwas gemerkt in diesen Trümmern, was ich kannte, was ich wieder erkannt habe. Das waren die Trümmergrundstücke in Hannover, in denen ich gespielt habe. Genau diese Grundmauern, das Unkraut drumrum, da hab ich als Kind gespielt. Auf die man eigentlich nicht gehen durfte als Kind, und natürlich sind wir deshalb ständig hingegangen und haben da gespielt und haben auch Dinge gefunden,

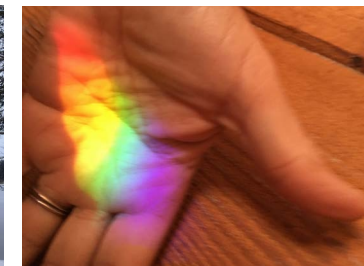
alte, kaputte, kleine Überbleibsel der Vergangenheit. Natürlich hatten die Eltern immer Angst, dass wir auf verborgene Bomben da stoßen, das ist zum Glück nicht passiert. Aber ich habe diese Trümmer sofort wiedererkannt. Und das war, glaube ich, der Grund auch, warum ich so unbedingt einen Film da machen wollte.



Ich wollte darüber erzählen, was es bedeutet, wenn man von einem Tag auf den anderen alles verliert. Das war etwas, was ich doch aus den Familiengeschichten kannte. Ich kannte es von meinem Großvater, ich kannte es von diesen Trümmergrundstücken. Es gab eine tiefe Verbindung zu den Leuten in Fukushima. Das Drehen war dann höchst unangenehm, das hatte Frau Großmann schon erzählt. Wir durften uns nicht hinsetzen, wir durften keine Gräser anfassen, wir mussten wirklich sehr vorsichtig sein, gleichzeitig war die Strahlung auch inzwischen wieder so okay, dass man sich dort wieder aufhalten konnte. Es war wichtig für mich und, wie sich herausstellte, wirklich für die Japaner, dass jemand aus Deutschland gekommen war, um darüber zu erzählen und mit den Leuten in diesen Notunterkünften Zeit zu verbringen. Wir konnten nicht viel reden, mein Japanisch ist schlecht, es spricht kaum jemand Englisch. Aber zusammen rumzusitzen und im übertragenen Sinne sich an der Hand zu nehmen, war wichtig. Wir haben zusammen gesungen, gehäkelt, und Hoola-Hoop geübt. Die Reifen hatten wir mitgebracht für eine Szene im Film. Das war alles sehr anrührend, aber der große Unterschied zu den Leuten in der Notunterkunft war natürlich, dass ich wieder fahren konnte. Noch einmal den Fuji sehen und dann nach Hause, nach München, Minga. Magic Minga.



Wenn das Licht so ist wie auf diesem Foto, ist es wirklich magisch und dann nenne ich es „My Magic Minga“. Inzwischen tatsächlich auch mein Zuhause, ich verstehe Bayerisch mittlerweile ganz gut, kann es sogar nachmachen. Die Frage, die sich mir stellt, und das wollte ich Ihnen einfach als Frage weitergeben: Sucht man immer nur das, was man kennt, in der Fremde? Ist es das, was man sucht? Das etwas so ist wie... oder ist man wirklich bereit für das ganz Fremde, wenn man weit weg fährt? Oder erinnert man sich immer nur? Zum Beispiel erinnert mich dieser berühmte Steingarten in Kyoto letzten Endes dann doch an einen klassischen Vorgarten in Hannover? Versucht man ständig, doch sein bekanntes Koordinatensystem wiederzufinden? Das, was einem vertraut ist, das, was das Zuhause ausmacht? Um das zu überschreiben mit etwas, was nur scheinbar fremd ist. Wie weit traut man sich denn wirklich, fremd zu sein? Und wie weit trau ich mich, auch diesem Fremden in mir auf die Schliche zu kommen?



Dieser See zum Beispiel, mein Lieblingssee. Warum geh ich so gerne an diesen See? Das ist unser Badensee im Allgäu. Aber er sieht sehr japanisch wegen der Kiefern. Im Schnee ist er besonders japanisch. Geh ich nur deshalb so gern dahin, weil er mich erinnert an Japan? Er erinnert mich nicht nur an Japan, sondern er erinnert mich auch immer wieder an die Person, die ich bin, wenn ich in Japan bin oder wenn ich auf Reisen bin. An mich selbst in der Fremde. Und vielleicht bin ich dort immer am meisten zu Hause, wo alles zwar fremd ist, ich mich aber nicht fremd fühle, weil ich ein Gefühl der Zufriedenheit bekomme, des Angenommen-Werdens, ein Gefühl der Selbstvergessenheit. Dieses Selbstvergessene ist eine Definition von Glück. Hoch

konzentriert und selbstvergessen zu sein, ist Glück. Das findet immer wieder in kleinen Momenten statt, und ich glaube, dass es besonders in Momenten der Kommunikation stattfindet. Das ist dieses Gefühl, an der Hand genommen zu werden, dieser kleine Moment der Freundlichkeit, das führt – zumindest für mich – dazu, dass ich mich zu Hause fühle. Das ist ein sehr, sehr flüchtiges Gefühl, das ist wirklich wie das Licht in der Hand, dass ich mich heimisch fühle. Da bin ich nicht zu Hause, in meiner Heimat, das ist etwas anderes. In der Heimat muss man sich vielleicht gar nicht so heimisch fühlen. Die Heimat kann auch etwas sein, was einen gar nicht so selbstvergessen und glücklich macht, sondern, daran kann man sich auch sehr reiben. Ich meine etwas anderes. Ich meine das Sich-heimisch-Fühlen, sich angenommen fühlen. Und das kann überall stattfinden und in den kleinsten Momenten und ist so oft eine Frage der Kommunikation. Gleichzeitig ist natürlich interessant, wonach man sich, wenn man länger in der Fremde ist, nicht aufhört, zu sehnen. Als typische Deutsche sehne ich mich immer nach Brot. Immer und überall sehne ich mich nach Brot. Wir haben das großartigste Brot. Und ich fange wirklich inzwischen überall auf der Welt an zu backen. Ich kann wirklich ein sehr gutes Brot backen. Sie sehen es hier: Es hat eine sehr gute Kruste – es ist mein Brot, es ist sehr locker, wenn Sie das genau beobachten, bitte.



Und damit schaffe ich mir, wenn ich mich einsam und fremd fühle, das Gegenteil von Heimat. Das Gefühl der Einsamkeit versuche ich, zu durchbrechen durch das Brotbacken, schaff ich auch ganz gut, denn das Backen ist eine schöne Tätigkeit. Aber ich habe auch durch dieses Brot verstanden, was es bedeutet, wirklich auf Dauer fremd zu sein. Als wir noch alle als Familie zusammen waren – mein Mann war noch am Leben –, haben wir eine Zeit lang in Amerika gewohnt. Unser Kind ist in einen amerikanischen Kindergarten gegangen, und ich habe Brot gebacken, dunkles Brot, richtig schön dunkles Brot. Und hab immer dieses Pausenbrot gemacht, und meine Tochter hat es immer wieder zurück gebracht. Jeden Tag wieder. Und ich hab sie immer gefragt „Hast du keinen Hunger? Und mh, mh, mh...“, und irgendwann brach sie

in Tränen aus, als ich sie zum hundertsten Mal gefragt habe „Warum isst du denn dein Brot nicht?“ Und sie hat mir gestanden, dass es das falsche Brot ist. Dass niemand sonst so ein komisches Brot dabei hat. Niemand. Alle haben so ein ganz toll quadratisches Weißbrot dabei, und nur sie hat so ein komisches dunkles Brot, und dass sie sich gar nicht getraut hat, das überhaupt noch auszuwickeln, weil alle so gelacht haben. Und ich hab verstanden, wie unendlich schwer es ist, wirklich anzukommen, weil alles an einem falsch ist. Alles. Selbst das Schulbrot ist falsch, die Lieder, die man singt, sind falsch. Alles ist falsch, und es ist gar nicht so leicht, heraus zu bekommen, was denn nun an einem so falsch sein soll, wenn man woanders versucht, wieder anzufangen. Das ist das wirklich sehr, sehr harte und sehr komplizierte Schicksal der Immigration. Wann kommt man denn wirklich an? Und wann ist das Brot das Richtige?

Wenn der Begriff Heimat die Beziehung zu Mensch und Raum beschreibt und eben auch zum Brot, dann ist das Heimischwerden das Gefühl, dass man endlich hinein gelassen wird, dass man anknüpfen darf. Und wenn man das nicht darf, dann passiert etwas, was ich am Anfang beschrieben habe. Der Reflex, sich zurückzuziehen, wenn man sich fremd fühlt. Der Reflex: Ich zieh mich zurück. Ich isoliere mich. Ich will mit niemandem mehr etwas zu tun haben. Dieses Kissen hier heißt „Ostrichpillow“, das „Straußenkissen“, wiederum eine japanische Erfindung.



Das kann man sich aufsetzen im Büro, oder wenn man von allem zu viel hat. Wenn man nichts mehr sehen und nichts mehr hören will, setzt man sich dieses Kissen auf, kann sich dann auch so nach vorne fallen lassen für den Büroschlaf, – und die Welt hat nichts mehr mit einem zu tun. Das ist ein Reflex, den kenn ich sehr gut an mir, ich möchte mir oft dieses „Ostrichpillow“ aufsetzen. Wenn ich mich zu fremd fühle, wenn ich nicht rein darf, keine Verbindung bekomme, dann ziehe ich mich zurück. Das ist ein schwieriges Hin und Her zwischen der Aufforderung zu kommunizieren und dem Reflex, sich zu isolieren. Ich selber weiß, dass nur die Kommunikation mich am Ende glücklich macht. Aber es ist auch immer wieder ein Sich-Trauen-Müssen, ein Sich-Auf-

raffen. Immer wieder mich zu trauen, anzuknüpfen. Wenn ich das tue, wenn ich mir diesen Ruck gebe, dann kann ich über alles reden und kann auch überall Momente finden, wo ich anknüpfen kann. In der fremdesten Fremde.



Dann kann ich hier in Bhutan mit den Bauern über Vogelscheuchen reden. Hab ich getan. Das sind bhutanesischen Vogelscheuchen. Mit Vogelscheuchen kann ich mich aus, dank der Familie Angerhofer weiß ich, wie eine gute Vogelscheuche auszusehen hat. Meine hat ein Dirndl an. Das hier ist ein Schulbusfahrer in Delhi der City Centre Highschool. Das ist der Schulbus. Auch darüber kann ich reden – Schulbusse, ein weites Feld. Das hier ist ein kleiner Junge in Mexiko, der Sohn einer engen Freundin, der versucht, ein starker Mann zu sein. Wie Männer das ja immer noch beigebracht bekommen, und sein Vorbild ist ein Heiliger der mexikanischen Wrestling-Kunst, El Santo. Darüber, über starke Männer und Männer, die versuchen, stark zu sein, kann ich auch reden.



Mein nächster Film handelt z. B. davon: „Wie stark muss ein Mann denn wirklich sein?“ Man kann auch über zu große Badeenten reden wie hier. Oder über Baumkuchen reden. Denn obwohl ich so oft schon in Japan war, habe ich erst kürzlich ein Stück wahres Zuhause in einem Kaufhaus entdeckt. Baumkuchen wie auf diesem Foto gibt es überall in Japan. Er hat in Japan eine lange Geschichte, die erzähl ich Ihnen kurz, weil wir schon über Backen geredet haben. Der Bäcker Juchheim aus

Hessen ist 1914 nach China gegangen und hat da als Bäcker unter der deutschen Kolonialherrschaft gebacken, dann kam der Erste Weltkrieg, er wurde gefangen genommen und nach Japan gebracht, und da hat er weiter gebacken und hat den ersten Baumkuchen Japans gebacken, 1923. Der wurde ausgestellt und ein riesiger Erfolg. Daraufhin hat er eine Baumkuchenbäckerei aufgemacht und ein Café. Baumkuchen, auf japanisch Baum-ku-hu hat eine sensationelle Karriere gemacht, und es gibt seitdem überall Baumkuchen. In jeder Kaffeekette, jedem Flughafen, jedem Bahnhof gibt es Baum-ku-hu. Und alles wegen Bäcker Juchheim. Letzten Sommer, als wir KIRSCHBLÜTEN UND DÄMONEN in Tokyo gedreht haben, war ich in der Fress-abteilung eines Kaufhauses, die aussieht wie ein Museum, alles so wahnsinnig schön gemacht, und es gibt jede Delikatesse der Welt – und plötzlich stand vor einer Baumkuchenbäckerei.



Und plötzlich habe ich die Verpackung wieder erkannt. Und was war das? Das ist die Holländische Kakao-Stube aus Hannover mit ihrer Filiale in dem Kaufhaus Isetan in Shinjuku in Tokio. Und obwohl es 38° C heiß war, eine unglaubliche Hitzewelle in Tokio, habe ich tatsächlich einen heißen Kakao getrunken im Kaufhaus Isetan und ein Stückchen Baumkuchen gegessen – und war mit einem Schwupps wieder mit meinem Großvater in der Holländischen Kakao-Stube in Hannover.

DRESDNER REDEN 1992 – 2019

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow –
Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

2018

Richard Sennett – Norbert Lammert – Dunja Hayali – Eugen Ruge

2019

Doris Dörrie – Karola Wille – Robert Menasse – Ian Kershaw



Ich war zu Hause. Herzlichen Dank.

IMPRESSUM

Spielzeit 2018/2019

HERAUSGEBER Staatsschauspiel Dresden

INTENDANT Joachim Klement KAUFMÄNNISCHER GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Rothe

GRAFISCHE GESTALTUNG Andrea Dextor

TEXTNACHWEISE Alle Rechte liegen bei den Redner*innen

GENDERHINWEIS

Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit wird in dieser Publikation an manchen Stellen auf eine geschlechtsneutrale Differenzierung, z. B. Besucher*innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Menschen.

Das Staatsschauspiel Dresden ist Mitglied
der European Theatre Convention.



01.2019